Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und M. Fischer, Berlin.

37. Jahrgang.

Nr. 2 Bremen-Berlin, den 9. Januar 1904

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Aus Jesu Kindheit. Von Bittlinger. — Kämpfendes Christentum in unseren Evangelien. II. Von Lic. Dr. Georg Hollmann. — Hellenentum und Christentum. II. Von Prof. Dr. Achelis. — Römisches Christentum. II. Von D. Dreydorff. — Vom Werte des Kindeslebens. Von Bruno Weiß. — Goethe und Schiller im Werden der Kraft. Von C. Wüst. — Eigenland. — Aufruf. — Vom Büchertisch.

Aus Jesu Kindheit.

Nach dreien Tagen fanden sie ihn im Tempel sitzen mitten unter den Lehrern, daß er ihnen zuhörte, und sie fragte.

Die Gelehrten mögen über die historische Glaubwürdigkeit der Geschichte vom zwölfjährigen Jesus im Tempel rechten. Ein ideeller Wahrheitsgehalt ist da; ja, derselbe ist von allerhöchster Bedeutung. Wir wissen kein einziges Erlebnis Jesu vor seinem öffentlichen Auftreten. Hier aber wird die unter allen Umständen auch für ihn wichtigste Tatsache anerkannt und betont: sein allmähliches Werden. Der zwölfjährige Knabe hört zu und fragt. Er wird gefragt, wie man Kinder eben fragt, und antwortet. Er lernt.

Wie haben die meisten Künstler dieses natürlich-anmutige Bild verunstaltet! Auf ihren Bildern, welche die Geschichte illustrieren, sehen wir nicht den Knaben, der zu den Füßen seiner Lehrer „sitzt und ihnen zuhört", sondern das frühreife Wunderkind, das vor den erstaunt aufhorchenden, alten, ehrwürdigen Schriftgelehrten steht und ihnen mit erhobener Rechten die fertige neue Lehre verkündet.

Jesus ist geworden. Das scheint selbstverständlich. Es ist aber erwähnenswert, ja, es ist von ungeheurer Wichtigkeit, dies zu konstatieren. Ausnahmslos sind die durch Kampf und Arbeit mühevoll erworbene eigene Erfahrung und das selbstgemachte Erlebnis allein die Kräfte, welche überzeugend auch auf andere wirken. Ohne sie ist alle Lehre nur Übertragung von Schulweisheit.

„Suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgetan!" — Das konnte nur einer so tief in die Herzen seiner Jünger einprägen, der selbst erst gesucht, und dem auf sein Anklopfen hin sich die Pforte der ewigen Wahrheit geöffnet hatte. Da ist kein Mahnwort und kein Trostwort, welches nicht die lange, schwere Arbeit seiner Seele offenbarte, dadurch er es zuerst für sich selbst erwarb. Hier sollten die „Schriftgelehrten", die uns ein Leben Jesu schreiben und die oft klagen, daß wir so wenig von ihm wissen, die tiefste Quelle suchen, aus der man überreich schöpfen kann. Jesus spricht — so weiß man, wer er war und wie er ward. Er rät, er weist Wege, lange beschwerliche, aber zielsichere —, so weiß man, welchen Weg er selbst gegangen ist. Ja, das ist eine so schlichte Überlegung, daß es dazu keiner Gelehrsamkeit bedarf; beobachte nur ein jeder das eigene Leben der eigenen Seele. Der Ertrag dieser Erkenntnis ist groß. So und nur so wird unsere Verehrung für den Heiland die rechte: Nicht um äußerlich angehängter Titel, Namen und Ehren willen nennen wir ihn „unsern Herrn", sondern weil, wie der Prophet Jesaias spricht, seine Seele gearbeitet hat, gearbeitet mit unter Menschen unvergleichlicher Kraft und einzigem Erfolge. Amen.

Dahme (Mark). Bittlinger.

Kämpfendes Christentum in unseren Evangelien.

Von Lic. Dr. Georg Hollmann.

II.

Matthäus führt seinen Verteidigungskampf gegen das Judentum im sicheren Gefühl überlegener Kraft. Kirchlich-hierarchisches Bewußtsein lebt in ihm. Er ist Kirchenmann, und in ihm regt sich der werdende Katholizismus. Von dem Bewußtsein der äußeren Machtstellung des kirchlichen Christentums ist er tief durchdrungen. Was will das Judentum mit seinen Angriffen? Hier steht imponierend, gewaltig die Kirche Jesu Christi. Allein bei Matthäus kommt der Begriff der Kirche in unseren Evangelien vor. In das bekannte Gespräch zwischen Jesus und seinen Jüngern bei Caesarea Philippi — auch von Markus und Lukas berichtet — hat allein Matthäus die berühmten Worte 16, 18 f. eingeschoben: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. Ich will dir die Schlüssel des Himmelreichs geben, und was du bindest auf der Erde, soll im Himmel gebunden sein, und was du lösest auf der Erde, soll im Himmel gelöst sein." Diese Worte sind nie von Jesus gesprochen worden, das zeigt der Vergleich mit den Berichten bei Markus und Lukas. Vor Jesu geistigem Auge stand nicht die Kirche, sondern das Weltende. Aber für das Bewußtsein des Evangelisten haben wir hier den Schlüssel. Es kündet sich die römisch-katholische Kirche an, die in den angeführten Worten stets ihre Kardinalstelle erblickt hat. Triumphierend verkünden es die zwei Meter großen leuchtenden Buchstaben in der Riesenkuppel der römischen Peterskirche, und triumphierend schallt es beständig durch die ganze Zentrumspresse bis auf den heutigen Tag: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen." Dieses Gefühl der Felsenfestigkeit

und Unerschütterlichkeit seiner Kirche gibt unserem Evangelisten das ruhige, sichere, überlegene Kraftbewußtsein. Wen die Pforten der Hölle nicht überwältigen, den überwältigen jüdische Verleumdungen gewiß nicht. Das Hierarchische dieses kirchlichen Machtbewußtseins zeigt auch deutlich 18, 17. Gelingt es nicht, einen Bruder unter vier Augen oder vor zwei bis drei Zeugen zu überführen, so soll man ihn vor die Gemeinde bringen. „Hört er aber auch nicht auf die Gemeinde, so soll er dir wie der Heide und Zöllner gelten." So hat gewiß nicht Jesus gesprochen, der Zöllner und Sünder Heiland, so spricht der Evangelist, der die bindende und lösende Macht seiner Kirche kennt und die Bedeutung der Disziplin für diese Macht. Wer diese Stellen erfaßt hat, dem öffnen sich von da aus die Augen. Schon die dem Matthäus eigentümliche Auswahl der Legenden in Kapitel 2 (Herodes und die Magier) soll die Geburt des neuen Religions- und Kirchenbegründers als ein weltbewegendes Ereignis darstellen. Könige und Gelehrte regen sich darüber auf. Wie ganz anders Lukas! Der künftige Machtfaktor kündigt sich an in der Beachtung, die er von vornherein findet. Zugleich ist es wieder ein feiner Hieb gegen die Juden, daß sie von Anfang an erfüllt sind von Hinterlist und Mordgedanken gegen den Messias. Herodes und seine Hauptstadt sind hier mit einmal ein Herz und eine Seele. Und wie schön hebt sich von dieser düsteren Folie das Lichtbild der anbetenden Heiden ab. Auch das ganze weitere Bild Jesu ist auf ein erhöhtes Piedestal gesetzt, gezeichnet nach dem Imponierenden, Machtvollen hin. Mit herablassender Hoheit übernimmt er nur noch die Taufe, die bei seiner Sündlosigkeit eigentlich unnötig und seiner Erhabenheit über den Vorläufer nicht entsprechend ist. Bei Matthäus gewinnt auch sonst das allgemein urchristliche Dogma von der Sündlosigkeit Jesu Einfluß auf die Geschichtsdarstellung (vgl. 19, 17 mit Mark. 10, 18 und Luk. 18, 19). In der Bergpredigt tritt Jesus auf wie ein zweiter Moses. Wie einst Moses auf den Sinai stieg, so steigt Jesus „auf den Berg". Wie Moses das Gesetz verkündete, so verkündet Jesus — ihr Juden merkt es! — des Gesetzes Erfüllung und Vollendung. Wie hoch steht dieser Jesus über allen jüdischen Angriffen! Gegenüber dem: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist" zeigt sein machtvolles: „Ich aber sage euch" (so in künstlerischer Anordnung nur Matthäus!) die ganze Überlegenheit des neuen Gesetzgebers der Kirche. So ist es nur angemessen, daß bei Matthäus die Wunder gesteigert und die natürlichen Züge beseitigt werden (vgl. für beides z. B. Matth. 15, 29—31 mit Mark. 7, 31—37). Die Leidensgeschichte kann von den jüdischen Gegnern nicht mehr ausgenutzt werden, wenn Jesus — allein nach Matth. 26, 53 — beständig mehr denn zwölf Legionen Engel zu seiner Verfügung haben konnte, also nur aus freiem Willen leidet, wenn es auch hier nur galt, die alttestamentliche Weissagung zu erfüllen. Auch hier ist es wie Matth. 2 ein scharfer Hieb gegen die Juden, wenn Pilatus die Schuld von sich abwälzt, indem er die Hände wäscht, hingegen das ganze jüdische Volk 27, 25 — ebenfalls nur nach diesem Evangelisten — die Bluttat auf sich nimmt. Und beim Tode Jesu erbebt wieder nur nach Matthäus die Erde, die Felsen bersten, und aus den Gräbern gehen Tote hervor (27, 51 f.), — so ist es allein würdig der einzigartigen Machtstellung Jesu. Überaus wichtig sind die Schlußverse unseres Evangeliums, die eine unverkennbar deutliche Sprache reden. Wieder steht Jesus auf dem Berge, wie einst in Galiläa, aber nun in der Glorie des Auferstandenen. Und jetzt entströmen seinem Munde die Worte: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden!" Aus ihnen spricht das Machtbewußtsein des kirchlichen Evangelisten, vor dessen Augen die Völkerwelt liegt, in der die Kirche durch Unterweisung und Taufe ihre Mission treibt, vor dem die weite, verheißungsvolle Zukunft steht bis an der Welt Ende. Was der Verfasser in seiner Gegenwart fühlt, hat er dem erhöhten Jesus als ideale Wahrheit in den Mund gelegt.

Nun begreifen wir vollkommen die Haltung dieses Mannes. Die Angriffe der Juden brauchen ihn nicht aufzuregen. Er hat es nicht nötig, seinerseits zum Angriff vorzugehen. Es genügt die Abwehr, die Verteidigung. Hinter ihm steht ja die machtvolle, unerschütterliche Kirche, über der Kirche der Fürst der Welten und Zeiten. Das giebt ruhiges, gesättigtes Kraftbewußtsein. Aber gerade dadurch wurde das Matthäus-Evangelium eine höchst wirksame Geschichtsapologie gegen das Judentum.

Hellenentum und Christentum.

II.

Lassen wir zunächst alle widerwärtigen theologischen Zänkereien bei Seite, unterscheiden wir mit Lessing, Goethe und anderen freien Geistern zwischen der Religion Christi und der christlichen Religion, erkennen wir sodann, wie überall, so auch hier den unaufhaltsamen Entwicklungsprozeß an, der nicht minder in der geschichtlichen Ausgestaltung der verschiedenen Lehren des Christentums sich in allen Jahrhunderten bekundet hat und der auch durch keine reaktionäre Macht der Welt auf die Dauer sich hemmen und unterdrücken läßt, so wird es sich vor allem darum handeln, was uns als dauernder, unvergänglicher Kern unserer Religion gelten kann und soll. Zunächst darf wohl die Botschaft von der erbarmenden und vergebenden Liebe des göttlichen Vaters im Himmel als eine ganz spezifisch christliche Anschauung bezeichnet werden, und ebenso wird jeder Unbefangene nicht die Hauptsache in der bloß äußeren Anerkennung von Dogmen, sondern in der ethischen Läuterung und Vervollkommnung des sündigen, egoistischen Tiermenschen erblicken. Die Kirche, erklärt Jentsch, wird dann weiter nichts fordern, als das Bekenntnis zu dem, was der wirklich Unbefangene der weltgeschichtlichen und seiner persönlichen Erfahrung entnimmt, daß es einen Gott im Sinne des Alten und des Neuen Testaments gibt, der sich einerseits in der Vernunft der Heiden, andererseits im Wort der Propheten und in Jesus, in der Führung des auserwählten Volkes und in der Wirksamkeit der Kirche geoffenbart hat und noch offenbart, und sie wird die nicht von sich ausschließen, die alle Spekulation ablehnen, oder die sich, selbst spekulierend, das Verhältnis von Vater, Sohn und Geist, von Gott und Mensch anders denken, als der Verfasser des sogenannten Athanasianischen Symbolums. In dem Glauben an diese Grundwahrheiten können sich das Volk und die Gebildeten zusammenfinden und können sich bei einem Gottesdienst, der das Göttliche in sinnreichen Symbolen und in Werken der Kunst ahnen und empfinden läßt, wobei das Denken der Fassungskraft eines jeden überlassen bleibt, als eine durch den Glauben geeinte Gemeinschaft fühlen. Vor allem aber wird die Kirche oder werden die Kirchen darauf verzichten müssen, jeden ihrer Angehörigen auf sogenannte Glaubenssätze zu verpflichten, die entweder Produkte der geschichtlichen Entwicklung oder der Nachgiebigkeit gegen den Volksaberglauben und gegen nationale Besonderheiten oder spitzfindige und das Heil des Menschen gar nicht berührende Folgerungen aus den Grundwahrheiten sind. (S. 153.) Es gilt, wie in allen Dingen, das richtige Maß ausfindig zu machen, das sich eigentlich erst durch eine besonnene kulturgeschichtliche und psychologische Betrachtung ergibt. Jene lehrt, daß alle Religion, so sehr sie einerseits auf das lebendige Gefühl, als den letzten Urquell zurückgreift, andererseits als soziale Funktion einer bestimmten Organisation bedarf, somit gewisser Formeln, Lehrsätze und eines Kultus als äußere Betätigung dieser inneren Erregungen. So selbstverständlich die rückhaltlose Anerkennung eines gesetzmäßigen Geschehens in der Welt, wie überhaupt des lückenlosen Kausalzusammenhanges ist, so unausweichlich ist die Annahme besonderer psychischer Kräfte, die gerade im religiösen Leben weit über die Nüchternheit des wissenschaftlichen Denkens in höhere Sphären hinein-

greifen. Ekstase, Vision, Suggestion usw. sind die ganz bezeugten und bekannten Formen dieser Entfaltung, die man nicht mehr mit dem kümmerlichen Schlagwort der seichten Aufklärung abtun sollte: Wunderschwindel. Das Wunder, dies liebste Kind des Glaubens, muß nur psychologisch erfaßt, das Übernatürliche, wie Max Müller einmal vortrefflich sagt, natürlich erklärt werden. Und selbst für den scharfsinnigen Forscher, der sich nicht zufrieden gibt mit der landläufigen Dogmatik, bleibt immer noch, wie auch gar nicht anders möglich, ein Rest des Unbegreiflichen zurück, da es sich ja eben nicht, wie man fortwährend vergißt, um eine wissenschaftliche Aufgabe, um ein bloßes Rechenexempel handelt. Die Gründung der Kirche durch die galiläischen Fischer, bemerkt unser Gewährsmann in diesem Sinne, ist unter allen Umständen ein so großes Wunder, daß ihm gegenüber die Wundertaten Jesu und seine leibliche Auferstehung ihr Wunderbares verlieren. Aber wenn die Kraft, die sie dazu befähigte, eine rein innerliche Wirkung des göttlichen Geistes gewesen ist, und die Person des Menschen Jesus gar nichts dazu beigetragen hat, von einem überwältigenden Eindruck dieser Persönlichkeit keine Rede mehr sein soll, so wird dadurch das Wunder noch viel erstaunlicher. Hat aber der Mensch Jesus einen überwältigenden Eindruck hinterlassen, so werden sich den Jüngern auch die Worte und Handlungen dieses Menschen tief und unvergeßlich eingeprägt haben. (S. 283). Das Wesen des Christentums, so lautet dann die Zusammenfassung, besteht nicht darin, daß ein weiser Mann, der nur noch ein wenig weiser und besser gewesen ist als Sokrates, durch Wort und Beispiel als ein Lehrmeister künftiger Geschlechter bis heute wirkt, sondern darin, daß eine geheimnisvolle Persönlichkeit durch ihren Tod der Menschheit eine neue Lebenskraft verliehen hat. Dem wird man ohne weiteres zustimmen können, ohne deshalb auch die andere Forderung zu unterschreiben, daß jeder, der nicht die Persönlichkeit Gottes und die Gottähnlichkeit Christi anerkenne, aus der christlichen Kirche austreten müsse. Vielleicht würden ihr mancherlei Streitigkeiten erspart bleiben, im übrigen sollte man gerade hier möglichst frei denken und es dem einzelnen überlassen, inwieweit er sich durch sein Gewissen gebunden fühlt. Es ist wirklich einerlei, ob Spinoza, den die anderen, wie Goethe sagte, als atheum schalten, während er ihn als theissimum pries, in der jüdischen oder christlichen Kirche lebte, — solche Geister stehen turmhoch über den Durchschnitt —; andererseits stellt man sich, besonders in naturwissenschaftlichen Kreisen, die Bildung einer Religion und im Zusammenhang damit auch den Verfall des Dogmas, unrichtig vor. Der Häckelsche Materialismus oder Monismus ist völlig unfähig, eine echte Religion zu erzeugen, ebensowenig wie Charl. Fergussons recht oberflächliche Untersuchungen; es fehlt hier überall der tiefe mystische Unendlichkeitszug, ohne den eben keine Religion bestehen kann, — die bloße Wissenschaft ist dafür nur ein dürftiger Ersatz. Gewiß haben in weiten Kreisen die alten Vorstellungen und Formeln ihre alte Kraft eingebüßt, Tausend und Abertausend wenden der Kirche den Rücken und suchen in der Kunst ein Entgelt für das verlorene Gut, sofern sie überhaupt noch den Wert und die Bedeutung der Ideale anerkennen. Aber ist das nicht immer so gewesen, sind nicht immer auf Zeiten höchster Spannung und Erregung Perioden starker Gährung und Zersetzung gefolgt, besonders dann, wenn, wie augenblicklich, die Weltanschauung durch die naturwissenschaftliche Strömung von Grund aus umgestaltet werden soll und wird? Es ist die alte, verhängnisvolle Verwechslung der Religion mit der Kirche, als ihrer freilich berufenen, aber öfter recht egoistischen Hüterin. Jentsch warnt mit Recht vor den bekannten übereilten Trugschlüssen: Wenn die Bevölkerung ganzer Landschaften das Kirchengehen verlernt hat, so ist das noch kein Beweis dafür, daß sie mit der Kirche, mit dem Christentum entschieden gebrochen hat. Die Männer solcher Gegenden wollen immer noch, daß ihre Weiber und Kinder Religion haben sollen, und sie selbst wollen meistens nicht auf die religiöse Weihe der wichtigsten Lebensabschnitte verzichten. Ausgesprochene Feinde der christlichen Religion sind nur die Sozialdemokraten. Diese machen aber in keinem Lande die Mehrheit aus, und bei weitem nicht alle Genossen teilen den fanatisierten Religionshaß der Führer. Daß die Kirche seit etwa sechshundert Jahren auf allen Gebieten des Kulturlebens die Führung verloren hat, bald keifend hinter der Fortschrittsarmee einherhinkt, bald deren Lauf zu hemmen versucht, bald durch die Konkurrenz um die Volksgunst und den Trieb der Selbsterhaltung gezwungen, sich wieder an einzelnen Stellen zur Führung drängt, gereicht ihr nicht zur Ehre, aber indem sie immerhin noch auch unter den heutigen Verhältnissen Kulturarbeit zu leisten vermag, und kein kleines Quantum solcher leistet, beweist sie ihre Daseinsberechtigung, und daß sie sich noch keineswegs überlebt hat. (S. 276.) Soviel ist klar für eine vorurteilsfreie Auffassung: Soll das Christentum nicht seine weltbeherrschende Stellung im Kulturleben einbüßen, soll es der Sauerteig bleiben, der unser ganzes Sein kräftigt, so *muß* irgend eine organische Lösung und Versöhnung mit unseren wissenschaftlichen Idealen gefunden werden, soll nicht alles in tausend Atome zersplittern oder die bekannte unehrliche doppelte Buchführung einsetzen. Hier kann nun unseres Erachtens, und sei es zunächst auch nur im formellen Sinne, der Geist, die Richtung des echten Griechentums eine Rolle spielen; denn gerade ihm war es beschieden, wie wir uns überzeugt haben, die unendliche, regellose Mannigfaltigkeit des Werdens zu einer lebenskräftigen Einheit schöpferisch zusammenzufassen. Wie auch immer somit unser Verhältnis zu einzelnen Lehren des Christentums sein mag, — und diese Beziehung wird eben je nach der Individualität unausdenkbar verschieden sein —, soviel wird man gerade vom Standpunkte einer echt griechisch gefärbten Humanität erwarten dürfen, daß wir unser Denken mit den Ansprüchen unseres Gemüts, unseres Glaubens wenigstens in den Grundzügen in Übereinstimmung gebracht haben, dies Ideal muß sich in stets wachsender Verwirklichung befinden. Alle Heuchelei, aller Buchstabenglaube, alles Pharisäertum ist ebenso vom Übel wie der protzige Materialismus, die frivole Skepsis, der unbedachte Anarchismus und unhistorische Radikalismus, der sich in bloßer Zerstörung gefällt und in seiner entwicklungsfeindlichen Beschränktheit keine Ahnung von dem langsamen Wachstum alles geistigen Lebens, also auch des religiösen, besitzt. Wir sehen ernstes, mannhaftes Ringen, tiefe Sehnsucht nach einem Befreier und Erlöser, aber, ehrlich gestanden, noch keine greifbaren Erfolge, noch keine wirkliche Errungenschaften; vielleicht ist trotz alledem die Zeit noch nicht reif, die Krisis noch nicht ernst und tiefgreifend genug, als daß eben schon eine lebensfähige Neugestaltung religiösen Lebens erfolgen könne, — die bisherigen naturwissenschaftlichen Anläufe sind, wie gesagt, zu kritisch, zu wissenschaftlich gehalten, zu wenig dem großen Volk zugängig, zu wenig für das Herz und Gemüt berechnet, als daß hier eine durchgreifende Regeneration zu gewärtigen wäre. Sollten wir aber durch die Tatsachen eines besseren belehrt werden, so würden wir das nur sehr freudig hinnehmen, obschon wir insgeheim überzeugt sind, daß selbst dann die eigentliche religiöse Glut und Begeisterung nicht ein Ergebnis naturwissenschaftlicher, sondern eben einer das Gemüt bis zu seinen geheimsten Tiefen aufrüttelnden Anschauung sein dürfte.

Bremen. Prof. Dr. Th. Achelis.

Römisches Christentum.

In Briefen an eine Freundin.

Von D. Dreydorff.

3.

Aus dem pharisäischen Judentum herübergenommen ist die Lehre der römischen Kirche von sich selbst.

Das jüdische Volk litt an dem Wahn, das „aus-

erwählte" zu sein, das einzige, an dem Gott Wohlgefallen habe, und in diesem Wahn ist ihm die römische Kirche gefolgt. Wer nicht zum jüdischen Volk gehörte, galt als unrein; wer nicht zur römischen Kirche gehört, gilt als verloren. Denn „wer nicht die Kirche als seine Mutter verehrt, der hat Gott nicht zum Vater". Die Ehen zwischen Juden und Nichtjuden waren gesetzlich verboten, die zwischen Katholiken und Nichtkatholiken sind es gleichfalls und nur unter Vorbehalt, gegen das ausdrückliche Versprechen katholischer Kindererziehung erlaubt. Selbst auf dem Friedhof wird die Trennung aufrecht erhalten; der Leichnam des protestantischen Ehegatten darf nicht neben dem seiner katholischen Frau ruhen. Diese Intoleranz gegen die Andersgläubigen ist nichts Zufälliges, nichts, das auch anders sein könnte; sie gehört zum Wesen der römischen Kirche, genau so wie sie zum Wesen des orthodoxen Judentums gehört hat. Darin, daß sich Jesus auch zu den Samaritern und Heiden freundlich stellte und unter ihnen Fromme anerkannte, die „mit Abraham, Isaak und Jakob im Himmelreich sitzen werden" (Matth. 8, 11), sah die jüdische Hierarchie mit Recht einen Abfall von der väterlichen Religion; und desselben Verbrechens würde sich in den Augen der römischen Hierarchie der katholische Christ schuldig machen, der nicht seine Kirche für die alleinseligmachende hielte.

Ebenso altjüdisch ist die theokratische Verfassung der römischen Kirche.

Die Bedeutung des Wortes „theokratisch" ist Ihnen nicht bekannt? Aber Sie wissen, was man unter „Aristokratie, Demokratie und Plutokratie" versteht, und erraten demnach den Sinn der in dem griechischen Wort „Theokratie" liegenden Fiktion. Denn um eine solche nur handelt es sich. „Theokratie" heißt Gottesherrschaft und bedeutet Priesterherrschaft. Denn Gott redet nicht unmittelbar zum Volk, sondern durch seine dazu auserwählten Gesandten. Am ausführlichsten geschah es durch seinen Knecht Moseh, später durch den Hohenpriester und, wenn sie sich als „wahre" ausweisen konnten (5. Mose 18, 22), durch die Propheten. Für weltliche Herrscher ist in der Theokratie eigentlich kein Platz. Als solche dem jüdischen Volke doch zugestanden wurden, geschah es unter dem Vorbehalt, daß sie an der theokratischen Verfassung nichts änderten, das heißt, daß sie in ihren Maßnahmen an Gott gebunden blieben, dessen Willen sie in allen wichtigen Angelegenheiten durch seine „Gesandten und außerordentlichen Botschafter" erfahren sollten. Auf den ersten Blick scheint das Priesterregiment neben dem kirchlichen nichts Sonderliches zu bedeuten. Auch die autokratischen Herrscher sind nur scheinbar Alleinherrscher, in Wahrheit abhängig von ihren Ratgebern, von der öffentlichen Meinung, von einflußreichen Parteien u. dgl. mehr. Indessen, näher besehen, war doch die Stellung des jüdischen Königs eigenartig und viel prekärer, als die jedes andern Königs der alten und neuen Welt. Denn anstatt seinen Willen durchsetzen zu können, mußte er sich denen fügen, die ihm mit ihrem autoritativen „So spricht der Herr" in den Weg traten, und, fügte er sich nicht, so kam es zum „Kulturkampf", in dem Seine irdische Majestät Kopf und Krone riskierte. Der Hoheprieſter Samuel entsetzte den König Saul seiner Würde, als einen, der „der Stimme Gottes nicht gehorcht habe", — er war gegen den besiegten Feind nicht so grausam gewesen, wie der Fanatiker „im Namen Gottes" von ihm verlangt hatte, 1. Sam. 15 — und der siebente Gregor tat Heinrich IV. in den Bann, weil er nicht Ordre parierte. Beide handelten im guten Glauben an ihre Mission und, deren Voraussetzung zugestanden, mit vollem Recht. Denn was sind Kaiser und Könige vor dem „Gott, der Himmel und Erde gemacht hat"? Sie sind ihm zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet und, wenn die Hohenpriester und die Päpste Gottes Statthalter sind, auch diesen. Das ist jüdisch und römisch-katholisch und logisch.

Dasselbe ist von der bis zur Grausamkeit gesteigerten Härte gegen die Andersgläubigen, insbesondere gegen die Abgefallenen, zu bemerken. Nachsichtig gegen die größten Sünder, so lange sie die Autorität der Kirche anerkennen, ist diese brutal in ihren Maßnahmen gegen jene und weiß das ebenso zu rechtfertigen, wie der jüdische Hohe Rat die Kreuzigung Jesu. Die Feinde der Kirche sind Feinde Gottes und Majestätsbeleidiger; deshalb ist mit Feuer und Schwert gegen sie vorzugehen, durchaus gerecht.

„Aber das tut doch die römische Kirche nicht mehr." — — Nein, weil sie es nicht mehr tun kann, weil es ihr der moderne Staat wehrt. Doch ist es noch nicht lange her, daß die vom Papst verbotene Bibelverbreitung in Spanien mit jahrelangem Kerker bestraft wurde. Der Ketzer, der vom „wahren Glauben" Abgefallene, ist, nach dem Urteil der römischen Hierarchie, ein todeswürdiger Verbrecher. Das steht fest; und das ist — nicht christlich, sondern altjüdisch. Heidnisch hingegen — denn das Judentum hielt sich davon frei — ist in der römischen Kirche ihr Heiligen- und Reliquienkult, mit dem Wahn, sich dadurch einer übernatürlichen Hilfe zu versichern. Auf der niedrigsten Stufe der heidnischen (Natur-) Religion sind es beliebige äußere Dinge, „Fetische" genannt, die verehrt werden, weil man in ihnen Zauberkräfte vermutet, die der Fromme sich dienstbar machen kann, und die Ähnlichkeit der wundertätigen Reliquien mit ihnen ist unleugbar. Auch sie werden, wie die Fetische, „gebraucht", und nicht nur vom dummen, wundersüchtigen Volk. Auch der letztverstorbene Papst, ein hochgebildeter Mann, erwartete auf seinem Krankenlager noch Hilfe von der Mitra des heiligen Januarius und vom Wasser aus Lourdes! Es liegt nahe, dabei an Luk. 23, 31 zu denken.

Ein genaues Verzeichnis der von der Kirche als echt und wundertätig anerkannten Reliquien giebt's nicht; ihre Zahl ist Legion — im Sinne von Mark. 5, 9.

Nur ein paar bekannteste und vielgebrauchte mögen genannt werden. Zu ihnen gehören an erster Stelle alle angeblichen Reste von Heiligen und von dem, was in irgendeiner näheren Beziehung zu ihnen gestanden hat; also nicht nur Haare, Knochen, Blutstropfen, sondern auch Kleider und Fetzen von Kleidungsstücken, die sie getragen haben. Von Jesus und seiner Mutter gibt es begreiflicherweise keine Reliquien erster Güte, aber sehr viele zweiter und dritter. Man zählt nicht weniger als zwanzig heilige Röcke Jesu, eine Garderobe, die dem nicht zur Ehre gereicht, der sagte: „wer auch nur zwei Röcke habe, möge dem, der keinen habe, einen schenken" (Luk. 3, 11). Desgleichen sehr viele Splitter von Jesu Kreuz, Nägel, womit er daran befestigt war, Dornen aus der Krone, die man ihm angeblich aufgesetzt hatte, um ihn als Judenkönig zu verspotten. Man zeigt Windeln des Jesuskindes und auf Flaschen gezogene Milch seiner Mutter. Quousque tandem? Ja, man sollte meinen, die römische Kirche müßte sich solcher Reliquien, auch abgesehen davon, daß sie allesamt unecht sind, endlich schämen. Aber davon ist sie noch weit entfernt. Auf dem Katholikentage in Köln, anno 1903, wurden einer feierlichen Prozession die Gebeine der „heiligen drei Könige" vorausgetragen, die angeblichen Reste von Menschen, die nie existiert haben, und ein italienischer Kardinal ließ sich einige davon schenken. „Aber doch im guten Glauben, daß sie echt seien" . . . Meinen Sie? Ich sage Nein. Denn so unwissend, daß er an die Gebeine der heiligen drei Könige glaubte, ist auch — ein italienischer Kardinal nicht; und noch viel weniger der gelehrte Erzbischof von Köln.

Heidnisch ist weiterhin der Wahn, durch priesterliche Vermittlung auf Gott einwirken und ihn zum So- oder Andershandeln bestimmen zu können, wie er sich in der Absolutionserteilung und im Messelesen für die Verstorbenen kundgibt. Daß dieser Wahn im Widerspruch steht mit dem christlichen und auch schon jüdischen Glauben an Gottes Vollkommenheit, an seine Heiligkeit, Gerechtigkeit, Liebe, das sehen wohl auch gebildete katholische Priester ein; aber vor den Laien muß es verleugnet werden. Denn diese

würden für die Totenmessen kein Geld ausgeben, wenn sie nicht an ihre Wirksamkeit glaubten. Es ist töricht, am Ablaßhandel eines Tetzel besondern Anstoß zu nehmen, denn es hat sich darin nichts wesentliches geändert. Nach katholischer Lehre schmachten die Seelen der Verstorbenen im Fegefeuer, und die Messen, die für sie gelesen werden, dienen dazu, ihnen Erleichterung oder Abkürzung ihrer Leidenszeit zu verschaffen. Selbverständlich müssen diese privaten Messen bezahlt werden; denn für nichts ist nichts. Es folgt hieraus, daß die oberen Zehntausend, vorausgesetzt, daß ihre Angehörigen fromme Leute sind und für sie Totenmessen bestellen, auch noch im Jenseits den Armen gegenüber im Vorteil sind. Denn diese, die Proletarier, für die nichts bezahlt wird, müssen ihre Strafe im Fegfeuer bis zum letzten Tag absitzen. Man sieht: Gott selbst steht demnach mittelbar unter der Herrschaft des Kapitals. Er wird da, wo es nur arme Katholiken gibt, weniger in Anspruch genommen.

Vom Werte des Kindeslebens.

Wie die Wertschätzung der Stände, des Lehrstandes, des Adels, der arbeitenden Klasse usw. eine andere gewesen ist zu verschiedenen Zeiten, so hat sich auch das Urteil über Geschlecht und Lebensalter, z. B. über die Stellung der Frauen und der Greise bei verschiedenen Völkern und unter verschiedenen Verhältnissen sehr wechselvoll gestaltet. Auch die Art der Wertung des Kindeslebens in der Meinung eines Volkes zeigt uns einen bedeutsamen Zug des Bildungsstandes und der Kulturstufe desselben.

Wo wir auch die Werke derjenigen aufschlagen oder ihre Berichte hören, die die Kulturzustände und das Leben roher Naturvölker studiert und zum Teil aus eigener Anschauung gesehen haben, von Cook und Forster oder Ritter an bis zu den Ratzel, Hellwald und unserm unvergeßlichen Schurz finden wir überall die schauerliche Sitte des Kindesmordes, zumeist des Mädchenmordes erwähnt. Und was war der Grund dieser Sitte? Nichts anderes, als die Selbstsucht. Das Kind verzehrte, verbrauchte, es hemmte den Fortschritt des eigenen Wohllebens. Man ließ die Söhne, welche später zu Nutzen des Vaters heranwuchsen, wohl am Leben. Der Nutzen der Tochter war gering. Freilich kam auch das Umgekehrte bei manchen Völkern vor, daß man die Geburt einer Tochter sehr hoch schätzte, da man sie später für guten Kaufpreis verkaufen konnte. Für den Mann gewannen überhaupt auch in den an seßhafte Arbeit gewöhnten Völkerschaften die Kinder erst Interesse, wenn sie mithelfen konnten bei der Arbeit und dem Erwerb im Landbau, auf der Jagd oder im Kriege. So wurde der Wert des Kindeslebens nach dem Maße des Nutzens geschätzt, den sie den Eltern brachten und Kinderlosigkeit galt aus diesem Grunde überall als Mißgeschick.

Als eine höhere Regung können wir es schon ansehen, wenn man die Zahl der Kinder als Stolz und Ehre der sich vermehrenden Familie betrachtete. Heriot erzählt uns (s. Westermark, die Geschichte der menschlichen Ehe, Jena 1893, Seite 490) von Indianerstämmen, bei denen die Kinderreichsten — die Geehrtesten waren. Es regte sich hier nicht nur ein materielles Interesse, sondern das Familien- und Stammesbewußtsein. Die Kinder waren eine Bereicherung des Ansehens eines Stammes.

Und aus den Familien und Stämmen entwickelte sich der Staat. Das Kind wurde fortan nach der Frage gewertet: Was kann es dem Staate, dem Volksganzen sein und werden?

Wir überspringen, wenn auch ungern, in dieser kurzen Skizze die interessante Zwischenstufe, wie bei den Chinesen und Indern das Kind nur als werdendes Glied der Kaste Bedeutung hatte, der es angehörte und gehen zu den Völkern über, die als die hochgestelltesten der alten Kultur mit dem Christentum unmittelbar in Berührung kamen, zu den Griechen und Römern. Durch eine Erziehung und Fürsorge in bestimmten Grenzen wurde hier für das Kind gesorgt. Auch die Gesetze des Solon forderten eine solche. Aber wie die Kindespflege und Kindesfürsorge hauptsächlich im Interesse des Staates zu würdigen war, erhellt am besten aus dem Beispiele der Spartaner, die vom siebten Jahre an die Erziehung der Söhne dem Staate übergaben. Es drehten sich die Erziehungsfragen in erster Linie darum, schöne Menschen zu erziehen, die durch Gewandheit und Kraft, Anmut und Würde die Ehre der Nation förderten. Nicht war es der Mensch, der im Kinde geschätzt wurde, sondern der künftige Staatsbürger. Daher erklärt es sich auch, daß die weibliche Jugend vernachläßigt wurde und den Kindern der Sklaven, der Handwerker und Arbeiter überhaupt keine Fürsorge zukam. Denn nur das vollwertige Bürgertum repräsentierte den Staat. Alle andern waren gleich Null.

Wie beurteilte aber das Judentum den Wert des Kindeslebens? Wir finden hier vieles von dem früher Gesagten wieder, aber im Lichte der jüdischen Welt- und Lebensanschauung. Das Judentum war der Bund mit Gott und das Volk: Gottes Liebling, sein Eigentum, sein Kind. Daraus erklärt sich schon von selbst, daß der Sohn der Sklavin samt der Mutter ausgetrieben wird, sobald ein rechtmäßiger Nachkomme geboren ist und daß auch zur Zeit Esras und Nehemias die fremden Frauen samt ihren Kindern ausgewiesen werden. Und die Freude, die Jakob über seine Schar von Kindern (1 Mos. 32. 33.) empfindet, ist nicht zum mindesten auf das stolze Bewußtsein zurückzuführen, daß durch ihn und sein Geschlecht des Judengottes Ruhm vermehrt werde; und wahrhaft wehmütig ertönen darum im Alten Testament die Klagen der Kinderlosen. Das jüdische Kind wurde geschätzt nach der Rasse, die Kinder der Fremden bedeuteten nichts und mit unwesentlichen Veränderungen ist es bei den orthodoxen Juden heute noch so.

Daraus erklärt sich auch die Stellung zu den Eltern. Die Erwachsenen hatten den Bund mit Jehova, dessen Träger sie waren, treu zu hüten. Darum war das Kind in der Gewalt des Vaters, es galt, den Bund mit Gott zu schützen, die Tradition zu pflegen, selbständige Ansichten, ja alles andere mußte diesem Ziele geopfert werden. Ein Jephta scheut sich ebensowenig wie ein Abraham, das Messer auf die Brust seines Kindes zu setzen, wo es galt, das gestörte Verhältnis des Familienvaters mit seinem Gott wieder herzustellen oder zu erhalten. Und die Eheschließung und jeder wichtige Lebensschritt des Sohnes wurde vom Vater bestimmt. Der Segen und Fluch des letzteren war eine Macht, die ohne weiteres auf das Kind überging. Die Kinder waren die Erben, erbten aber auch mit: jede Schuld und die schweren Folgen jeder Verfehlung des Vaters gegen den Bund mit Gott, die Gott bis ins dritte und vierte Glied rächte. Die Kindesseele an sich als sittliche Persönlichkeit war nichts; sie bedeutete nur in soweit etwas, als sie den Geist der Väter fortpflanzte, als sie hineinwuchs in die Tradition der alten Zeit. Demgemäß gestaltete sich auch die väterliche Erziehungs-Unterweisung.

Aber im späterem Judentume, z. B. im Buche Sirach, Kap. 16 und im Buche der Weisheit, Kap. 3 und 4 weht hie und da ein freier Geist, vorahnend und wohl auch vorbereitend, was im Schoße der Zukunft lag.

Jesus kam. Und er stellte ein Kind vor seine Zuhörer und sagte: „wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so könnt ihr nicht in das Himmelreich kommen". Das war unerhört! Eine solche Rede wäre früher gar nicht möglich gewesen. Auch hier brachte Jesus ein neues Verständnis für die Welt. Neu waren seine Lebensanschauungen, neu seine Betrachtung der menschlichen Gesellschaft; er entdeckte und verkündete, — und das war das Charakteristische — den unendlichen Wert jeder einzelnen Menschenseele und damit zugleich den Wert jeder Kindesseele. Er sah in den Kindern nicht bloß die Ehre eines sich ausbreitenden Geschlechtes, nicht bloß künftige Diener und

Förderer eines Staatswesens, nicht, vor allem das willkürliche Besitztum eigennütziger oder ehrgeiziger Eltern, sondern freie, werdende Seelen, die Knospe der Menschheit, aus der sich ein schönes, großes, Gott wohlgefälliges Innenleben entfalten sollte. Als solche liebte er die Kinder; Gutes und Böses war in ihnen noch gar nicht entfaltet, aber er glaubte an das Gute in ihnen. Darum stellt er sie seinen Jüngern zum Vorbild hin in ihrer Anspruchslosigkeit und ihrem Vertrauen und sieht in ihrer Lobpreisung einen Gruß Gottes selbst (Matth. 18. 19. 21). Ethische Persönlichkeiten stehen jetzt im Kindesleben vor uns, die wir zu hüten, über deren Entwicklung wir zu wachen haben, aber deren Eigenart wir würdigen müssen. Und diese sittliche Kraft, die in des Kindesseele nach Licht und Freiheit ringt, steht höher als die Macht der Tradition und Volksgewohnheit; sie kann unter Umständen — bei aller Betonung der Erfurcht gegen die Eltern — aus Gewissenspflicht und aus Gehorsam gegen Gott zum Bruch mit dem Geiste der Väter führen. Denn in der Seele des Kindes lebt ein selbstständiger Funke des Göttlichen, der sich entfalten kann und soll zu frei und hell leuchtender Flamme.

Nicht das Volk ist aus Gott, nein jede Menschenseele ist aus Gott, ist aus der Wahrheit; und jede Kindesseele ist als eine solche zu betrachten, die zur Herrlichkeit der Gottesgemeinschaft berufen ist. Jetzt tritt auch der Begriff der Gotteskindschaft mit einem Schlage in eine gänzlich neue Beleuchtung. Nicht das Volk Jehovahs ist Gottes Kind, sondern jeder einzelne Mensch, jedes Kind soll es werden. So haben die christlichen Missionare recht, wenn sie die Heidenkinder nicht als etwas minderwertiges ansehn, sondern als Gotteskinder, wie ihre eigenen. Denn unentfaltet schlummert in jeder Kindesseele das Bild der Vollkommenheit der Menschheit, der Gottmenschheit. Freilich im späteren Leben des vielfach irrenden Menschen tritt als Wirklichkeit nur ein so oder so gestaltetes, schwaches Abbild dieses Ideals zu Tage. — Unsere Zeit nennt sich die Zeit des Individualismus; aber Jesus war vor fast 2000 Jahren schon der erste und größte Individualist, indem er die Bedeutung der einzelnen Seele erkannte, die — eine jede in ihrer Art — Gott ähnlich werden soll.

Welche große Pflicht liegt in dieser Auffassung Jesu für Eltern und Erzieher. Hat sie unser Zeitalter schon erfüllt? Sie hat sie manchmal mißverstanden, ist manchmal ins Heidentum und Judentum zurückgesunken, so daß sie die Kinder bloß als Besitz, als Volks- oder Familienreichtum betrachtete. Dann wieder hat sie, — und das leider oft in unserer Gegenwart — über der Freiheit des Individuums, die sie den Kindern gab, vergessen, daß diese Freiheit keine schrankenlose Ungebundenheit, sondern eine Freiheit der Kinder Gottes sein soll, — wir sind noch im Werden! Aber wir streben nach dem göttlichen Ziele. Bruno Weiß.

Goethe und Schiller im Werden der Kraft.

Wir leben in einer Zeit der Wiedererweckung des religiösen Lebens. Die wirklich gediegenen, innerlich reifen Persönlichkeiten sind über die bloße Sehnsucht längst hinaus und erleben in dem religiösen Triebe die schöpferische Entfaltung ihres Herzens in Gesinnung und Tat. Hier ist nicht einschnürendes Gesetz, sondern freimachender Geist, lebendig quellende Offenbarung, die in treuer Bewahrung des Heilsbesitzes der Vergangenheit die eigenen schöpferischen Kräfte walten läßt und zukunftsgewiß, mit innerer Sieghaftigkeit sich an die Lösung der Probleme des Daseins wagt. Man weiß es wieder, was so lange unter den Nebelwolken des Zweifels und des Pessimismus verborgen lag: der Glaube ist das Beste in der Welt, die Wahrheit, die sicher zum Frieden des Herzens leitet, die uns in Harmonie setzt mit uns selbst und unserer Umgebung, mit der Welt und mit unserem Gott.

Aber wenn die tieferen Geister in der Religion die Weihe ihres Lebens und die Kraft ihres Vollendungsdranges erleben, so fehlt doch viel, daß die Massen davon ergriffen wären. Das Morgenrot, das die Bergspitzen erhellt, ist noch nicht in das Dunkel der Täler gedrungen. Wie viele kranke Herzen, die bald spottlustig bald schwermütig nicht Ja zu sagen wagen zu des Herzens ewigen Werten! Welch' eine Aufgabe für die, welche den Sonnenaufgang der Seele erlebt, suchende Seelen hinzuführen zum Lichte der Wahrheit und zur Ganzheit des Lebens!

Von diesem Gedankenzusammenhang aus möchten wir auf eine herrliche Gabe von Julius Burggraf aufmerksam machen: „Goethe und Schiller. Im Werden der Kraft." Das Buch ist bereits im vorigen Jahre erschienen, aber es ist keine Eintagserscheinung, daß man fürchten müßte, mit seiner Empfehlung zu spät zu kommen, ein Buch für die Jugend, wie wenige geeignet, ihr des Lebens tiefen Gehalt zu erschließen. Die Vorzüge, die des Verfassers früheres Werk: „Schillers Frauengestalten" auszeichnen, erscheinen hier bereichert und gesammelt wieder. Ein gründlicher Kenner redet zu uns. Mit tiefem Blick versenkt er sich in ewige Werte und was er geschaut, weiß er zu sagen mit dem Pathos des Herzens und der Glut der Begeisterung.

Das Werk zerfällt in zwei Abschnitte. Der erste gibt uns eine Schilderung des geistigen Werdens der beiden Dichterheroen in ihrer Jugendzeit. Wir belauschen das Geheimnis ihres Werdens und Wachsens von der Knospe im Tau bis zur voll entfalteten reichen und tiefen Persönlichkeit. Ein Glanzpunkt der Darstellung ist die Schilderung, wie der junge Goethe im innigen Nacherleben der erhabenen Schönheit des Straßburger Münsters die heilige Offenbarungsstunde des Durchbruchs seiner selbständigen Künstlerpersönlichkeit erlebt und wie sein frühlingsgewaltiger Genius unter Herders überragender Tiefe zur heiligen Ehrfurcht vor der Kunst, zu seelenvollem Verständnis alles Ursprünglichen angeleitet wird. Ein weiterer Glanzpunkt, wie Goethe das höchste Vaterglück in seiner titanischen Schöpferkraft erlebt, aber diese in strengste Selbstzucht zu nehmen weiß, so daß aus dem Fegefeuer, worin alle höllischen und himmlischen Kräfte durcheinander wirken, der reine sittliche Idealismus hervorgeht.

In einem zweiten Abschnitt führt der Verfasser in „die Jugendwelt, in den Dichtungen" ein und unter den Überschriften: Spiel und Lust, Heiligtümer des Herzens, im Lenz der Liebe, Lebensreife und Berufsfreude, weiß er einen mannigfaltigen Gesinnungsstoff auszubreiten und so zu verarbeiten, daß auch der jugendliche Leser zur Gewinnung eines selbständigen sittlichen Urteils angeleitet wird.

Von besonderem Interesse ist für uns die Behandlung der religiösen Frage und nach dieser Richtung schätze ich das Buch ganz besonders und sehe darin einen Beitrag zur praktischen Apologetik. Mit tiefem Verständnis für die Bedürfnisse der strebenden Jugend weiß der Verfasser hinzuführen zu einer religiösen Weltanschauung, die im Bunde steht mit allen hellen Erkenntnissen der Gegenwart und dabei doch den ganzen Reichtum des Gemütes warm, innerlich und voll mystischer Tiefe in sich aufnimmt. Er schildert die Mißformen der Religion, die dogmatische Verknöcherung und pietistische Verdüsterung. Er kennt die Anstöße unserer Zeit, als wäre das Christentum zu asketisch, weichlich, weibisch und wie die Jugend, die soviel Begeisterung und wenig Urteil hat, in Gefahr steht, einem zügellosen Übermenschentum anheimzufallen, um bei dem unvermeidlichen Sturz aus der erträumten Höhe bei einer blasierten, frivolen, kalt realistischen Lebensbetrachtung anzulangen. Wie ein getreuer Eckart möchte der Verfasser der Jugend helfen, den tiefen Gemüts- und Gewissensgrund des deutschen Volksgeistes sich zu erhalten und zu vertiefen und weist hin, wie die jungen Dichterhelden, bei aller Ablehnung dessen, was ihrem Wahrheits- und Freiheitssinn in den Weg tritt,

vermöge ihrer heiligen Sehnsucht mit dem wahren und reinen Christusgeiste sich eins fühlen. Er zeigt, wie Goethe besonders das religiöse Leben mit solcher Ursprünglichkeit und so heiligem Ernste erfährt, daß ihm gerade aus der Glaubenstiefe seine ewig junge Kraft und seine unerschöpfliche Lebens- und Liebesfülle hervorquillt. Er läßt auch keinen Zweifel darüber, daß dieser glutvolle Pantheismus nicht das letzte Wort des Glaubens ist, sondern sich hindurchläutern muß zur erlösenden Kraft des Theismus, der allein im stande ist, alles Ungeistige und Unsittliche in der Menschenseele zu überwinden. Das Ziel, dem der Verfasser die Jugend zuführen möchte, ist die Vereinigung von wachsender Geistesklarheit und seelenläuterndem Glauben, von demütigem Gottvertrauen und fest zugreifender Willensstärke, von hohem Herzensidealismus und praktischer Brauchbarkeit.

Möchten recht viele Väter, die sich verantwortlich fühlen für die Emporbildung des inneren Lebens ihrer Kinder, ihren Söhnen und Töchtern dies Werk in die Hand geben, möchte das stille Leuchten, das über dem Buche liegt, in die Herzen der Jugend dringen und ihr ganzes Wesen beleben zur Einheit, Kraft und Fülle religiöser Gesinnung.

C. Wüst.

Eigenland.

Es zieht sich durchs Leben unverwandt
Ein Sehnen hin nach dem eigenen Land.
Eigenes Schaffen, Suchen und Streben,
Eigenes inneres Erleben,
Ewiges Lösen vom Hergebracht — Alten,
Eignes Besitztum mehren, erhalten —
Das ist der Trieb, der unverwandt
Hintreibt nach dem eigenen Land.

Eigenes Land, du liegst allein,
Fern von der Menschen frohem Verein,
Fern von ihrem Denken und Meinen,
Fern von ihrem Lachen und Weinen.
Wer nach dir strebt, muß im guten und bösen
Erst von der Welt und den Menschen sich lösen,
Muß zerreißen manch altes Band — —
Einsam liegst du, eigenes Land. —

Eigenland! Und doch bist du schön!
Wie der Blick von sonnigen Höh'n
Nieder in lachende, grünende Weiten,
Die sich dem Wandrer zu Füßen breiten,
Wie ein Alleinsein auf blühender Flur
Mit dem ewigen, heiligen Geist der Natur,
Wie ein Baden in meerfrischer Welle,
Wie ein Trinken an waldkühler Quelle —
Glückselig der, der dich suchte und fand:
Nichts tauscht er ein für sein Eigenland!

Aufruf

an die evangelischen Bewohner Bremens.

In der alten Stadt Speyer ist man am Werke, einem der größten und folgenschwersten Ereignisse der deutschen Geschichte ein würdiges Denkmal zu setzen. Als der Reichstag zu Speyer im Jahre 1529 den Beschluß faßte, daß das deutsche Volk an dem alle religiösen Neuerungen verbietenden Wormser Edikte festzuhalten habe, erhoben, wie bekannt, sechs deutsche Fürsten und die Gesandten von vierzehn Reichsstädten am 19. April desselben Jahres feierlich Einspruch gegen eine Maßregel, durch welche die damals noch in den Anfängen ihrer Bildung begriffene evangelische Kirche notwendig zu Grunde gerichtet worden wäre. Durch die mannhafte Erklärung, daß „in Sachen des Gewissens der Majorität nicht stattgegeben werden dürfe", retteten diese mutigen deutschen Männer die Gewissensfreiheit und den evangelischen Glauben. So hat die Tat von Speyer die Reformation mit allen ihren Segnungen auf dem Gebiete der Religion und Kultur ermöglicht. Ihr zu Ehren hat man vor einigen Jahren in Speyer angefangen, eine im hochgotischen Stil gehaltene „Protestationskirche" zu errichten. Der Bau ist fast vollendet, es fehlen aber zur Fertigstellung der inneren Einrichtung noch etwa 50 000 ℳ. Unser Bremen hat sich stets durch Opferwilligkeit und durch Betätigung eines echt evangelischen Sinnes rühmlich ausgezeichnet. Es wird sich auch bei dieser Gelegenheit, wie wir zuversichtlich hoffen, seines alten Ruhmes wert zeigen und sich nach dem Vorgang anderer Städte, auch unserer Schwesterstadt Hamburg, die zu dem Bau zwei Säulen geschenkt hat, an der Vollendung dieses Denkmals der Glaubenseinigkeit des gesamten evangelischen Deutschlands beteiligen wollen. Ins Auge gefaßt ist, wenn die nötige Summe beschafft wird, die Stiftung eines schönen Rundfensters im Giebel, das den Namen und das Wappen unserer Vaterstadt tragen soll. Möge keiner unserer Glaubensgenossen versäumen, sich an diesem echt evangelischen Werke zu beteiligen. Von den Unterzeichneten ist jeder gern bereit, Gaben in Empfang zu nehmen. Auch die kleinsten sind herzlich willkommen. Das Bremer Komitee für die Protestationskirche in Speyer. Pastor E. Baars (Vegesack), Richter Dr. Blendermann, Pastor D. O. Funcke, S. F. Gristede, Pastor O. Hartwich, Pastor prim. H. Josephson, Vorsitzender, Hermann E. Kruse, Dr. phil. F. Mallet, Schriftführer, Prof. Dr. W. Päpke, Pastor prim. Dr. A. Portig, Pastor Th. Sachau (Bremerhaven), Pastor V. Schluttig, Direktor der Krankenanstalt Dr. J. Stoevesandt, Pastor Dr. O. Veeck, Heinr. Weller, Rechnungsführer, Richard A. Will, Stadtrat Dr. Willmann (Vegesack), Prof. Dr. E. Ziegeler.

Vom Büchertisch.

E. Haeckel. Die Welträtsel. Volksausgabe mit einem Nachworte: Das Glaubensbekenntnis der reinen Vernunft. 168 S. Bonn, Emil Strauß, 1903. Preis 1 ℳ.

Haeckels Welträtsel erschienen 1899 und erlebten bis 1903 acht Auflagen in Deutschland. Durch den Erfolg der englischen Volksausgabe (30 000 Exemplare in 3 Monaten) sah sich Haeckel zu der vorliegenden deutschen Volksausgabe veranlaßt, die inzwischen bereits in über 70 000 Exemplaren verbreitet ist. Außer Kürzung einer Reihe von Sätzen, Berichtigung handgreiflicher Irrtümer, Fortlassung der Motti, Literaturangaben und Anmerkungen ist das Werk unverändert geblieben. Neu ist hingegen bei der Volksausgabe das Nachwort, „das Glaubensbekenntnis der reinen Vernunft", in der Hauptsache eine Auslassung über Haeckels Gegner. Es ist bekannt, daß das Werk allseitig von naturwissenschaftlicher, philosophischer und theologischer Seite und zwar von den kompetentesten Beurteilern, eine geradezu vernichtende Kritik erfahren hat. (Übersicht bei Dennert: Die Wahrheit über Ernst Haeckel ꝛc., 1901). Haeckel versucht jetzt in dem Nachwort eine Art von Widerlegung und Rechtfertigung, die meistens durch persönliche Verdächtigungen der Gegner geführt, einen überaus traurigen und kläglichen Eindruck macht. Um nur einen Punkt herauszugreifen, so besteht seine ganze Abwehr gegen die von theologischer Seite herkommenden Angriffe in der Berufung auf langjährigen freundschaftlichen Verkehr mit Carl v. Hase und Richard Lipsius (S. 159). Um so trauriger für Haeckel, wenn er aus diesem langjährigen Verkehr und zahlreichen Gesprächen nicht mehr gelernt hat. Gerade jene Jenenser Theologen würden, wenn sie noch am Leben wären, Haeckels Welträtsel nur mit tiefstem Mitleid oder Abscheu gelesen haben. Das weiß jeder, der sie wirklich kennt. Haeckel aber hat ihres Geistes auch nicht einen Hauch gespürt. Sonst wäre es ganz unmöglich gewesen, daß er sein 17. Kap., das vom Christentum handelt, auf Saladin: „Jehovas gesammelte Werke 1896" als Quelle aufgebaut hätte. Wer, wie ich, dieses Buch kennt, weiß, daß er es in ihm mit einem der allergemeinsten Machwerke zu tun hat, die ohne alle wirkliche theologische Bildung nur zur Einreißung des Christentums geschrieben sind. Und dies Buch benutzt Haeckel, der mit Hase und R. A. Lipsius verkehrte, als Quelle. Kann es eine größere Beleidigung gerade des freien kritischen deutschen Protestantismus geben? Hat er nicht anerkanntermaßen die Führung in der theologischen Weltliteratur? Jeder seiner theologischen Kollegen in Jena hätte Haeckel Dutzende von deutschen Werken nennen können, die frei von aller dogmatischen Befangenheit nur die geschichtliche Wirklichkeit auf historisch-kritischem Wege ermitteln wollen. Haeckel schreibt jetzt: „Auch muß ich vielfach den gehässigen Ton seiner (sct. Saladins) scharfen Angriffe auf „Jehovas gesammelte Werke" mißbilligen." Um so unverzeihlicher, daß Haeckel dies Buch seiner Dar-

stellung zu Grunde legen konnte. Erfreulich ist an dem Nachwort nur der Satz: „Der vierte theologische Teil meines Buches ist der weitaus schwächste und angreifbarste“ (S. 165), in der Tat ein unbedingt wahres Wort. Erfreulich auch der scharfe Gegensatz gegen den Ultramontanismus (S. 168), in dem wir uns mit Haeckel eins wissen. Daß aber der Verf. seine Darstellung des Christentums im wesentlichen unverändert lassen, daß er die jüdischen Verläumdungen über die Entstehung Jesu, die törichte Legende über die Auswahl unserer Evangelien u. vieles andere wieder vortragen konnte, daß er durch eine billige Volksausgabe Tausenden und Abertausenden, die ganz außer stande sind, selbst zu prüfen, ihr Bestes verunglimpft oder vernichtet, möge er mit seinem eigenen Gewissen ausmachen. Eine ungeheure Verantwortung hat er mit dieser Volksausgabe auf sich genommen.

G. H.

Kastan, D., Prof.: Das Christentum und die indischen Erlösungsreligionen. Vortrag gehalten auf der Kirchlichen Konferenz der Kurmark. Herausgegeben von dem Vorstand derselben. Potsdam, 1903. Stiftungsverlag. 27 S. 0,60 *M.*

Der Verfasser bekennt sich in diesem Vortrag als Anhänger der religionswissenschaftlichen Methode. Er hält es nicht für billig, sämtliche außerchristliche Religionen als Judentum abzutun, wie es z. B. im Neuen Testament geschieht. In der Auseinandersetzung der Apostel mit dem Judentum erblickt er den Grund, weshalb jene die andern Religionen nicht würdigten. Hierbei wird vollständig übersehen, daß den Jüngern die Religionen der andern Völker fremd waren, auch die der Griechen, so daß ihre Beurteilung einseitig also nicht zutreffend sein mußte. Die Konsequenzen der religionswissenschaftlichen Forschungen werden nicht gezogen, das zeigt sich in der Gegenüberstellung des Christentums mit den indischen Religionen. Um dem Christentum den ersten Platz zu sichern, werden vom Buddhismus Schwächen in den Vordergrund gerückt, die ihm gar nicht anhaften. Die Kette der Wiedergeburten z. B. ist nicht regellos, sittlich reines Leben führt aufwärts. Die Folgerungen der Lehre von Nirvana haben die Laien nie beschäftigt; denn der Buddha selbst hat sie nie gezogen und wollte sie nie gezogen wissen, folglich hätten sie auch nicht als Belastungsmaterial gegen diese Religion gebraucht werden dürfen. Malunkyaputta, ein Schüler Buddhas, fragte diesen einst hierüber, da bekam er von dem Meister die Antwort: „Dies ist nicht gelehrt: weil das Wissen von diesen Dingen nicht den Wandel in Heiligkeit fördert, weil es nicht zum Frieden und zur Erleuchtung dient. Was zum Frieden und zur Erleuchtung dient, hat Buddha die Seinen gelehrt: Die Wahrheit vom Leiden, die Wahrheit von der Entstehung des Leidens, von der Aufhebung des Leidens, vom Wege zur Aufhebung des Leidens. Deshalb, Malunkyaputta, was von mir nicht offenbart ist, das laß unoffenbart bleiben, und was offenbart ist, das laß offenbart sein.“ (Oldenberg, Buddha. 3. Aufl. S. 319).

Das Suchen der Zeit. Blätter deutscher Zukunft, herausgegeben von Friedrich Daab und Hans Wegener. Düsseldorf, Karl Rob. Langewiesche, 1903. Erster Band 214 S. Preis, leicht, aber geschmackvoll geb. *M.* 2,40.

Durch den Titel und das Motto „Hört, wie es ruft in der Wüste“, ist die Tendenz des Buches schon angedeutet. Für die Gediegenheit des Inhalts bürgt schon das Verzeichnis der Mitarbeiter, die mit folgenden Beiträgen vertreten sind: Artur Bonus, Unsere Hoffnung; Friedr. Daab, Die Sehnsucht nach Persönlichkeit; Heinr. Weinel, Meran Atha; Friedr. Niebergall, Das religiöse Denken der Gegenwart; Hans Wegener, Väter und Söhne; Herm. Gunkel, Die geheimen Erfahrungen der Propheten Israels; Heinr. Lhotzky, Übermensch und Herdenmensch; Meyer-Zwickau, Ein Hemmnis deutscher Zukunft; Gertrud Prellwitz, Erfüllung. — Es weht ein kernig gesunder, hoffnungsfreudig vorwärtsdrängender, fast prophetischer Geist durch diese Blätter. Wer nach solchem Geist sucht und frische Frühlingsluft atmen will, wird das Buch dankbar begrüßen und nach der Lektüre nicht enttäuscht sein.

Pfannkuche.

Die Freude, ein deutscher Kalender für das Jahr 1904. Düsseldorf und Leipzig, Verlag von K. R. Langewiesche, geb. *M.* 1,20.

Den ersten Band dieses Kalenders habe ich im vorigen Jahre mit herzlicher Freude angezeigt und ich stehe nicht an, auch dem jetzt vorliegenden ein empfehlendes Wort mit auf den Weg zu geben. Es fehlt dem diesjährigen freilich ein solches Kernstück wie der Naumannsche Aufsatz über die Freude im ersten Bande. Aber das dem Kalender vorgesetzte Motto „Mut und Freude — es ist, als seien diese beiden die ersten Pflichten des Lebens“ ist auch hier in glücklichster Weise durchgeführt. Wer an der Kunst und Poesie Moritz von Schwinds und Eduard Mörikes Gefallen findet, wird den Kalender doppelt gern zur Hand nehmen. Die Ausstattung ist in jeder Weise gediegen.

Pfannkuche.

Zwei Festpredigten für unsere Gegenwart. Von D. Wilhelm Brückner. Wiesbaden. Emil Behrend, 1903. 44 S.

Als Zeichen treuen Dankes für die ihm verliehene Würde eines Dr. theol. h. c. hat der Verfasser diese in Karlsruhe gehaltenen Predigten der theologischen Fakultät zu Heidelberg gewidmet — eine schlichte und doch eine kräftige Gabe. Im Kampfe um das „Wesen des Christentums“, um den „historischen Jesus“ und den „idealen Christus“, um die Trennung des Bleibenden und Ewigen in der christlichen Religion von dem Zeitgeschichtlichen und Vergänglichen in ihr, des Kerns von der Schale, hat die Heidelberger Theologie stets im Vordergrunde gestanden. Diesem Kampfe war auch das ganze Leben Wilhelm Brückners gewidmet. Er hat ihn gekämpft für sich, für die theologische Wissenschaft, vor allem auch für seine Gemeinde. Und diese Gemeinde beschränkt sich nicht etwa auf die Angehörigen seines Pfarrbezirkes, sie umfaßt in und außerhalb Karlsruhe viele Hunderte von Suchenden, Zweifelnden, Ringenden, von solchen, deren Seele lechzt nach einer Versöhnung von Christentum und moderner Weltanschauung. Ihnen will er auch jetzt wieder mit diesen zwei Festpredigten dienen. Schön in der Sprache, klar im Gedankenaufbau, kühn in der offenen Aussprache dessen, was als feststehendes Resultat der Arbeit der kritisch-historischen Theologie bezeichnet werden darf, auch auf der Kanzel, durchglüht von heiliger Begeisterung für die Religion Christi, die die Religion des Geistes, der Freiheit, der Liebe ist, sagt uns die Osterpredigt über Mark. 16, 1—8, welches die bleibende Bedeutung der Auferstehung Jesu sei; sie ist nicht eine einmalige geschichtliche Tatsache, sondern ein sich in alle Zukunft fortsetzendes Geschehen: Christus ist mehrfach auferstanden und auch wir harren seiner Auferstehung für uns in unserer Gegenwart Die Pfingstpredigt aber über Joh. 16, 12 und 13 führt den Nachweis, daß das Christentum tatsächlich die Religion des Geistes ist, indem sie zeigt, wie der in Christus erschienene und verkörperte Geist der Wahrheit die Menschheit in alle Wahrheit leitet. Möchte darum auch diese Gabe des Verfassers der „ewigen Wahrheit der Religion Jesu“ vielen unter unsren modernen Gebildeten zu einer Stunde geistiger Erfrischung, aber auch wahrhafter Erbauung verhelfen. R.

Lehmann, C. F, Prof., Berlin: Babyloniens Kulturmission einst und jetzt. Ein Wort der Ablenkung und Aufklärung zum Babel-Bibel-Streit. Leipzig, 1903, Dieterich. 88 S. 1,20 *M.*

Im Gegensatz zu den weitaus meisten Schriften und Schriftchen, die der Streit um Babel und Bibel gezeitigt hat, sucht der Verfasser vom historischen Standpunkt aus, den Wert der babylonischen Kultur und ihren Einfluß auf das Alte Testament in ruhiger und durchaus sachlicher Weise darzulegen. Infolge dessen darf diese Schrift eine selbständige, bleibende Bedeutung beanspruchen, während der Wert so vieler anderer Babel-Bibel-Broschüren rein ephemerer Art ist. Lehmann ist mehr Historiker als Orientalist, und als solcher kann er es nicht ertragen, daß die Keilschriftforschung ihre Riesenfaust auf die gesamte Kultur legt, so daß dem Vater der Geschichte, Herodot, nur noch ein still bescheidenes Stübchen im Altenteil gewahrt bleibt, und man dessen kaum noch gedenkt, daß die Berichte Herodots — die freilich nicht immer glaubwürdig sind — erst zum Verständnis der keilinschriftlichen Nachrichten geführt haben. Durch eine Reihe gut beglaubigter Berichte sucht er nun die Ehre des Vaters der Geschichte zu retten. Im übrigen erhalten wir in der mit guten Abbildungen ausgestatteten Broschüre in kürze ein klares Bild der Kultur Babyloniens. Wir finden in derselben mancherlei Aufschluß über die Keilschriftforschung und ihre Entzifferung, über die babylonische Religion mit einem Hinblick auf den Kult des Serapis sar aprî ferner über den Jehovanamen und das Gesetz Hammurabis. Man kann nur wünschen, daß diese klare und zusammenfassende Darstellung und objektive Beurteilung der babylonischen Kultur und ihres unleugbaren Einflusses auf das Alte Testament werden möge, was der Verfasser wünscht: Ein Wort der Ablenkung und Aufklärung zum Babel-Bibel-Streit.

Albrecht Thoma. Konrad Widerholt, der Kommandant von Hohentwiel. München, J. F. Lehmanns Verlag. Preis 5 *M.*

Ein Knabenbuch in hübscher Ausstattung und von Herzen zu empfehlen. Das Buch, das uns hineinsehen läßt in das Leben eines Soldaten im Jahrhundert des großes Krieges, der geeignet ist, geschichtlich richtige Bilder über Kultur und Lebensweise der Zeit dem Knaben einzuprägen, ist mit seiner prächtigen Gestalt des Titelhelden wohl geeignet, auf Gemüt und Willen des Knaben gute Wirkung zu üben. Dazu kommt noch eins: Im Zeitalter, da wir dem Kampf mit Rom um Deutschlands Ehre und Macht, um seine Kultur und seine Zukunft entgegengehen, ohne tendenziös zu sein, ein protestantisches Buch, das Glaubensmut und Kraft der Väter nicht als Dekoration und ohne Dekoration, schlicht und gerade zeigt, ist es wohl geeignet, protestantisches Bewußtsein, ohne Romhaß und Verhetzung, in den Knaben zu wecken. Wir wünschen ihm einen guten Weg in deutsche evangelische Häuser zu den Knabenherzen.

Mutter und Kind. Wie man heikle Gegenstände mit Kindern behandeln kann. Nellie schrieb's Holländisch, J. Grimm hat es verdeutsch. J. Rickersche Verlagsbuchhandlung, Gießen (Alfred Töpelmann) 1904. 42 S. Preis 75 ₰.

Ein durchaus erstgemeintes, von jeder Schlüpfrigkeit freies, wohldurchdachtes und faßliches Büchlein, welches die Ansicht vertritt, daß dem Kinde auf seine Fragen nach der Herkunft der Kinder keine Storchfabeln aufgebunden, sondern von den Eltern selbst (nicht von leichtfertigen Kameraden) die Wahrheit gesagt werden soll. Die Tendenz ist gewiß eine richtige, und gegen die Darstellung, die S. 7 die Mutter dem kleinen Sohn über das Hervorgehen der Kinder aus dem Mutterleibe gibt, dürfte kaum etwas Triftiges einzuwenden sein; die rührende ethische Wirkung auf das Gemüt des unverdorbenen Knaben (S. 8) ist durchaus glaubhaft. Auch die Behandlung der Frage der Zeugung ist durch die Betrachtung über die Befruchtung der Blumen gut vorbereitet und zart und würdig durchgeführt (S. 27 ff.). In solcher Ausführlichkeit auf den Gegenstand einzugehen, wie es hier geschieht, würde allerdings dem Gefühl des Referenten widerstreben und wohl auch kaum zu dem Maß der Wißbegierde eines Durchschnittskindes im richtigen Verhältnis stehn.

P. M.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 2.

Bremen
Berlin.

9. Januar 1904.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Italien. Wirtschaftliche Lage und Römische Kirche. — Nachrichten. — Anzeigen.

Italien.

Wirtschaftliche Lage und Römische Kirche.

J. Als freie Christenmenschen wollen wir dem religiösen Leben im geeinten Italien Sympathie und Aufmerksamkeit widmen. Um es zu verstehen, als wollten wir es fördern, müssen wir aus Religion das ganze moderne Volk der 32 Millionen Italiener mit Einschluß der vatikanischen Bevölkerung in seiner Geschichte, gegenwärtigen Lebensnotwendigkeit und in seinen Fortschrittsbestrebungen zu begreifen suchen. Mag immerhin den einen mehr ein künstlerisches oder wissenschaftliches, den andern wieder klimatisches oder frommes Interesse mit diesem Süden verbinden — um die religiösen und religiös wirksamen Menschen da zu verstehen, braucht es eine starke Beobachtung des gesamten Kulturlebens, aller seiner Nöte und Wandlungen in der Volkswirtschaft und Volksernährung, in sozialer und politischer Beziehung, in Volksbildung und künstlerischer Ausschmückung; notwendig ist die Kenntnis jenes Temperamentes mit seinen Bedürfnissen und Äußerungen, wie es durch die Jahrhunderte und die mannigfachsten Einschläge unter jenem Himmel geworden ist, um weiter zu leben und Leben zu schaffen. Ganz fremd ist jene Welt ja keinem von uns, ist sie auch den meisten nicht im Bewußtsein lebendig. Wir zehren alle von der Kultur, die während 2000 Jahren aus italienischem Boden ihre Säfte für die schönsten Blüten gesogen hat. Wir möchten sie noch immer nützen, nun aber mit dem Stolzgefühl, daß wir Gegengeschenke für sie haben, und zwar wieder auf allen Gebieten. Ja wir möchten unserm politischen Bundesbruder, mit dem wir sehr rege Handelsbeziehungen sowie für Kunst und Wissenschaft vieles auszutauschen haben, gern auch zu religiöser Erhebung die Hand reichen. Die große gemeinsame Aufgabe, die uns mit den europäischen Kulturvölkern überhaupt verbindet, das religiöse Erbe der Väter zu erwerben, indem wir es für unsere Lebenshaltung adäquat gestalten, diese Aufgabe kann durch Vereinigung der Kräfte ihrer Lösung schneller nahe kommen. Und uns würde der Gedanke reizen, daß etwas vom Geiste deutschen Protestantismus, sich in der Nähe des Vatikans und in den italienischen Compartimenti eine volkstümliche Form aneignete, — in einer Zeit, wo uns von Rom her die Aneignung römischer Sitten über Gebühr zugemutet wird.

Deutschland und Italien haben unter gleichen Auspizien, zum Teil durch eine verbündete Politik ihre Einigung zu Reichen erlangt; so könnten sie wohl auch Lust haben, sich gemeinsam durch mehr als ein militärisches Bündnis zu konsolidieren. Was die Völker zu ihrer Selbstbefreiung und zur Lösung ihrer weltgeschichtlichen Probleme in unseren Tagen bedürfen, das ist die klare Negation überlebter Wahrheiten und die feste Position des Mannes, in dessen Gemüt wissenschaftliches Erkenntnisstreben mit starker religiöser Lebensbetrachtung sich zu einer weltüberwindenden Macht verbinden, ohne in uns den schmerzlichen Widerspruch zu wecken, der zwischen Naturwissenschaft und Orthodoxie überall vorhanden ist. In Italien ist noch eben dafür durch die Deputirtenkammer ein feines Empfinden, — vielleicht von vielen unbewußt — bekundet worden, da man am 3. Dezember Theodor Mommsen zu danken verstand, „weil seine Gedanken während seines ganzen Lebens auf die Größe Roms gerichtet gewesen seien und Italien unschätzbare Dienste erwiesen haben". Möge das Geistesband, das Mommsen trotz etlicher schwerer Momente auch in Italien zu knüpfen wußte, zwischen den Nationen bleiben und sie im Sinne dieses großen Protestanten vorwärts bringen auf dem Wege freier Entfaltung des Individuums, gerechter Anerkennung des andern, Unbestechlichkeit und wissenschaftlicher Wahrhaftigkeit, der besten Pflege nationaler Kraft.

In einer und derselben Sitzung hat die italienische Kammer dem Geiste des großen deutschen Patrioten wie dem ihrigen gehuldigt und dann ihrem neuen liberalen Ministerium auf des Präsidenten Giolitti Programmerklärung vom 1. Dezember hin mit 284 gegen 117 Stimmen das Vertrauen votiert. Die Gegner, welche zum größten Teile der äußersten Linken angehören, spotten freilich über die Pläne des neuen Kabinetts, wie wenn da jede Aussicht auf Erfolge fehlte. Und in der Tat werden wieder einmal die Sonderwünsche der Linken zur Geltung kommen müssen. Fürs erste aber scheint uns die Situation des Parlaments die denkbar günstigste. Es ist keine Ursache zur Obstruktion. Die Mehrheit der Volksvertreter will in erster Linie und immer wieder wirtschaftliche und soziale Reformen schaffen, die den Wohlstand des Volkes zu heben und damit die Vorbedingung zu geistiger Entfaltung zu geben im stande sind. Bleiben Abgeordnete und Senatoren sowie das Ministerium selbst diesem Programm treu, so werden sie dem ohnehin aufblühenden Lande kräftige Nahrung zuführen und einen Kulturfortschritt anbahnen, wie wir ihn vom Standpunkt des freien Christentums kaum besser wünschen mögen. Haben die Italiener, zumal im Süden, erst bessere Lebensbedingungen durch geregelten Arbeitsverdienst in der Heimat, so werden sie auch bei entsprechender Verwaltungsdisziplin mehr Geschmack für die Schule bekommen, durch die Schulbildung gesittetes Denken über gesellschaftliche und religiöse Formen. Wir werden daher mit froher Zuversicht und herzlichen Wünschen die Arbeit des Ministeriums und Parlaments verfolgen, aber auch scharf zusehen, wie sich die kirchlich interessierten Kreise zu der begonnenen Kulturarbeit stellen.

Während bei den Wahlen und im Parlament die vier Parteigruppen der gemäßigten und radikalen Monarchisten bezw. Republikaner mit oder gegeneinander kämpfen, halten sich, wenigstens bisher, die papsttreuen Katholiken auf Grund des päpstlichen „Non expedit" von dieser offiziellen Arbeit fern. Indes seit Jahren regt sich mit mehr oder weniger verhaltenem Eifer die junge christlich-demokratische Partei zum Mittun auf sozial- und kommunal-politischem Gebiet, und besonders zur Aufrüttelung der katholisch-konservativen Kreise. Kluge Persönlichkeiten haben in dieser Gruppe offenbar den zeitgemäßen Ton getroffen, um unter dem katholischen Volk und im Vatikan

freiheitlichen Ideen Respekt zu verschaffen. Darin besteht die Wichtigkeit der ganzen Bewegung. Der Erfolg hängt freilich zunächst an den Personen, welche die Gedanken kraftvoll tragen. Seit Mitte November haben diese wieder eine besondere Probe zu bestehen, da tagte in Bologna der 19. italienische Katholikenkongreß und der „Verband katholischer Vereine" (Opera dei Congressi cattolica), dem auch durch Leo XIII. die „Organisation der christlichen Demokratie" untergeordnet ist. Es war also vorauszusehen, daß während dieser Tagung die konservativen und demokratischen Katholiken aneinander geraten würden. Um die Opera zusammenzuhalten, hatte Leos Klugheit ihnen schon einen vermittelnden Vorsitzenden im Grafen Grosoli gegeben. Pius schickte nach Bologna zu seiner Vertretung den real denkenden Kardinal Svampa. Trotz bester Bemühungen um Frieden war die Aufregung doch sehr groß unter den 1500 Vertretern. Und nach temperamentvoller Debatte siegte mit erdrückender Mehrheit der bekannte und schon tot gesagte Führer der Jungen, Abbate Romolo Murri über die Alten. Künftig sollen die jung-katholischen Bezirksvereine unabhängig von den Bischöfen, nur dem Präsidenten der Opera unterstellt, volle Bewegungsfreiheit erhalten. Künftig sollen auch gute Katholiken an dem liberalen Nationalbunde der Gemeinden und an dem ebenso gerichteten Lehrerverein teilnehmen dürfen. Die Aufhebung des „Non expedit" war zwar durch halbamtliche Verordnung des Papstes von der Diskussion ausgeschlossen, wurde auch nicht laut gefordert, ist aber konsequent gedacht. Der Papst soll damit höchst unzufrieden sein und hat am 18. November dem Grafen Grosoli seine Meinung gesagt. Das alles aber bedeutet wenig. Die Frage ist, ob Murri künftighin die christlichen Demokraten beherrschen wird. Klugheit und Zähigkeit führen ihre Sache durch, — und Pius wird einen Modus vivendi finden.

Die Entwicklung der Partei Murri ist für die Kurie wie für das Königreich aus Verfassungsgründen von äußerster Wichtigkeit. Vom Kirchenstaat ist da nicht mehr die Rede, dagegen viel von Beteiligung an einer nationalen Politik, manchmal mit radikalem und sozialistischem Anstrich. Dieser kann bei der Macht des alten republikanischen Gedankens auf der Halbinsel sich einmal als echt erweisen, wenn die Umstände ihm die nötige Witterung verschaffen. Doch das ist abzuwarten. Ob bis dahin und in nächster Zeit der freundliche Sarto mit den demokratischen Allüren und ob sein junger Staatssekretär Merry del Val nach allerlei gütigen und ernsten Worten eine bestimmte Programmpolitik beginnen wird, ist fraglich. Vielleicht erscheint es beiden Herren ratsam, die Traditionen zu pflegen und zu lavieren wie der weit klügere Leo. Jedenfalls wäre es im Machtinteresse der Kurie opportun, etliche Freiheiten und Reformen zu gewähren, bevor jemand unter den Fenstern des Vatikans noch heftiger den Protestantismus predigt, als ihn Leo schon hörte. Und am Ende ist ja die Los von Rom-Bewegung auch in Rom keine Unmöglichkeit. Doch wir möchten keine Illusionen pflegen. Wir begrüßen schon mit Genugtuung, daß vom Kirchenstaat nirgends mehr ernstlich die Rede ist. Die Katholikenkongresse vergessen einer nach dem andern diese Forderung. Beinahe hätte sie Pius X. selbst vergessen. In seiner Allocution am 3. Oktober hat er ja nur die obligate Phrase wiederholt, weil sich etliche seiner Getreuen noch damit stärken. Wir aber hoffen auf Don Murri.

Nachrichten.

Allgemeines.

Über den protestantischen Kirchenbau der Zukunft hat Prediger A. Boehm-Schöneberg (in der Dezembernummer der Kartellzeitung des Eisenacher Kartells Akademisch-theologischer Vereine) Gedanken entwickelt, die der allgemeinsten Beachtung und Beherzigung wert sind. Er verlangt: völligen Bruch mit der üblichen Anlehnung an den katholischen Kirchenbau und Neugestaltung des Kirchbaus auf Grund des evangelischen Gemeindeprinzips. Der Gemeinde soll die sogenannte Kirche dienen als Raum für die Zusammenkünfte ihrer Glieder und Mittelpunkt ihrer Liebestätigkeit „In der evangelischen Kirche gibt es also kein Gotteshaus, denn sie selbst ist Behausung Gottes im Geist, es gibt nur ein Gemeindehaus." Wie soll nun ein solches „Gemeindehaus" aussehen? Es gibt keinen Baustil, welcher der kirchliche Stil an sich wäre... Schön ist, was seinem Zwecke vollständig entspricht... Eine protestantische Kirche ist schön, wenn sie einer evangelischen Gemeinde die Möglichkeit bietet, in ihr die einer solchen eigentümlichen Bedürfnisse zu befriedigen. Darum wird erst dasjenige protestantische Kirchengebäude ganz seinem Zwecke entsprechen, welches ganz Gemeindehaus ist und allen Äußerungen evangelischen Glaubenslebens und evangelischer Gemeindearbeit eine Heimstätte bietet. Andachtsstätte und (jetzt noch so genanntes) Gemeindehaus müssen baulich eins werden... Keine Prunkbauten Gott zu Ehren, sondern edle Gebäude der Gemeinde zu nutz; Riesenbauten mit tausend Sitzplätzen sind unprotestantisch, denn sie setzen einen Wasserkopf voraus, nicht eine übersehbare Gemeinde; Turmbauten sind entbehrliche Nebensache; eiffelturmartige Glockentürme sind so lange unverantwortliche Verschwendung, als nun die Räume, in denen die Gemeinde ihre Liebesarbeit treibt, das Geld zusammengebettelt werden muß. Kirchen, die Millionen kosten, sollte die Kirche der evangelischen Wahrheit in einer Zeit des allgemeinen Prunkenwollens schlechterdings nicht bauen... Daß eine evangelische Gemeinde nicht nur eine feiernde, sondern eine aus der religiösen Andacht zur christlichen Liebesarbeit befähigte und willige Gemeinschaft ist, muß in dem alle Zweige christlicher Gemeindearbeit umfassenden großen Gemeindehause zum sinnenfälligen Ausdruck kommen. Krippe, Kinderheim, Vereinssaal, Diakonissenstation, Sitzungssaal, Konfirmantenzimmer, Pfarrerwohnung und Küsterei, Gemeindebücherei und Andachtsstätte: das alles unter einem Dach, d. h. zu einem einheitlichen Ganzen künstlerisch verbunden, das, und das allein, ist die protestantische Kirche der Zukunft!"

(Soziales.) Zu einer **evangelisch-sozialen Vereinigung** sind eine Zahl von Geistlichen und Laien im **Königreich Sachsen** zusammengetreten zu dem Zweck, Mittel und Wege ausfindig zu machen auf die der Kirche Entfremdeten zu wirken. Die Satzungen der Vereinigung sind nach der „Allg. ev.-luth. Kirchenztg.", Nr. 48, folgende: § 1. Die sächsische evangelisch-soziale Vereinigung, welche Glieder aus allen Kreisen unserer Landeskirche gewinnen möchte, hält es für eine der dringendsten Aufgaben unserer Landeskirche, dahin zu wirken, daß möglichst viele aus den der Kirche entfremdeten Volksmassen wieder mit dem evangelischen Christentume und unserer Kirche ausgesöhnt werden. § 2. Die sächsische evangelisch-soziale Vereinigung will daher a) diese Überzeugung möglichst zur Überzeugung der ganzen Landeskirche machen; b) die Gründe dieser Entfremdung klarzulegen und c) die in § 3 genannten Maßnahmen zu fördern versuchen; d) über weitere Mittel und Wege beraten. § 3. Die sächsische evangelisch-soziale Vereinigung hält es für notwendig, daß unsere Landeskirche a) die religiös-sittlichen Gedanken des Evangeliums in den das öffentliche Leben bewegenden Fragen geltend macht; b) ihre Heilsverkündigung nicht mit politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Anschauungen irgendwelcher Volksklassen verquickt; c) ihre Gläubigen auf soziale Arbeit als auf eine christliche Lebenspflicht hinweist; d) regelmäßige Vorträge mit freier Diskussion für jedermann in Orten, wo eine größere Anzahl oder ganze Volksmassen die evangelischen Gottesdienste grundsätzlich meiden, veranstaltet; e) anti-soziale Einrichtungen unserer Kirche be-

seitigt. § 4. Ihr Ziel sucht die sächsische evangelisch-soziale Vereinigung zu erreichen: a) durch regelmäßige Versammlungen ihrer Mitglieder mit Vorträgen über evangelisch-soziale Fragen; b) durch Druckschriften und Beeinflussung der Presse; c) durch Lehrkurse, gegebenenfalls in Verbindung mit ähnlichen Vereinen; d) durch eine Bibliothek der wichtigsten einschlägigen Schriften; e) durch Bildung von Gruppen mit kleineren Konferenzen in den sächsischen Landesteilen; f) durch charaktervolles Eintreten der Mitglieder innerhalb ihrer Kreise für die Grundsätze der sächsischen evangelisch-sozialen Vereinigung. § 5. Die Höhe des Mitgliedsbeitrages ist freiwillig.

Römisches.

Bischof von Anzer †. Der kürzlich in Rom erfolgte Tod des vielgenannten chinesischen Bischofs hat wieder einmal gezeigt, wie vergeßlich man in unserer schnellebigen Zeit geworden ist. Bischof von Anzer war ein charakteristisches Beispiel für die mit Recht vielgetadelte Verquickung von Mission und Politik. Daß die „Norddeutsche Allgem. Ztg." als Regierungsorgan dem römischen Kirchenoberen im deutschen Kolonialgebiet einen Nachruf widmete, war erklärlich, da der Reichskanzler s. Zt. öffentlich anerkannt hatte, daß der Bischof bei der Besetzung von Kiautschou eine gewisse Rolle gespielt hatte. Man ist auch dran gewöhnt, daß in einem solchen offiziellen Nachruf die wirklichen oder vermeintlichen Lichtseiten eines solchen Mannes stark betont werden. Aber einen höchst komischen Eindruck mußten auf jeden Sachkundigen die großen und kleinen Nachtreter des Regierungsorgans machen. Ein kleines Amtsblatt in Sachsen verstand sich zu der Behauptung, der Tod des Bischofs habe in der ganzen Kulturwelt einen tiefen und schmerzlichen Eindruck hervorgerufen. Dabei veröffentlicht man sein Porträt in der chinesischen Amtstracht; selbstverständlich fehlte auch der „Berliner Lokal-Anzeiger" dabei nicht. Wie oft hat man doch in diesem Blatte das Bild des Bischofs gesehen? Man hätte ihm nur noch einen Heiligenschein um den Kopf geben sollen! Um so seltsamer berührte diese Verhimmelung, als die „Frankfurter Zeitung" eine Korrespondenz aus Rom brachte, die den plötzlichen Tod des Bischofs auf Gemütserregung zurückführte. Danach hätte der neue päpstliche Staatssekretär den Plan des Bischofs, in seinem Sprengel eine höhere deutsche Schule zu gründen, sehr kühl aufgenommen und ihm schließlich rundweg erklärt, er werde nicht nach China zurückkehren. Bekanntlich hat Prof. D. Nippold auf der letzten Generalversammlung des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missions-Vereins in Görlitz die schwersten Anklagen öffentlich gegen von Anzer erhoben. Man darf gespannt sein, ob man auf römischer Seite den Versuch machen wird, diese wuchtigen Schläge zu parieren. Jedenfalls steht soviel fest, daß die Tätigkeit von Anzers in China mit vollem Recht die herbste Kritik herausgefordert hat.

Der Bekehrungseifer gehört notwendig zum Wesen des Katholizismus und ist überall da lebendig wo Protestanten mit römischen Einrichtungen in Verbindung kommen, in Mischehen und natürlich auch in Krankenhäusern. Daß besonders im letzten Fall dieser Bekehrungseifer nicht am Platze ist, ist uns Protestanten selbstverständlich, römischen Katholiken aber nicht klar zu machen. Es wird also unsere Aufgabe sein, auf dem Verwaltungswege unseren Geistlichen den Zutritt zu kranken Protestanten zu erzwingen und wo er gewährt wird, treu zu benutzen. Albern aber erscheint es uns, wenn von ultramontaner Seite die Bekehrungspflicht und die Tatsache der Bekehrungsversuche immer wieder geleugnet wird, natürlich nur um die Öffentlichkeit zu düpieren oder in Unkenntnis jener Lage innerhalb der römischen Kirche, wie es jüngst in der bayrischen Kammer wieder versucht wurde. Diesen Ableugnungen gegenüber veröffentlichen in Nr. 522 die „Münch. N. Nachr." und nach ihnen die „Allg. ev. luth. Ktzg." Nr. 48 einen Bericht mit allen Nachweisen, daß bei einem Mädchen, das nach dem Aufenthalt in einem katholischen Krankenhause der barmherzigen Schwestern plötzlich zur römischen Kirche übertreten wollte, gefunden wurden: 28 Heiligenbilder, 18 Blätter mit Gebeten zu Heiligen, ein Büchlein: „Täglicher Gang zum Fegfeuer", ein Amulett, das einen heilkräftigen Knochen enthielt und auf der Brust getragen werden mußte, Marienringe, Medaillen 2c. lauter Gegenstände, die demselben von der Oberin und den Schwestern „geschenkt" worden waren. Das dürfte genügen.

Ausland.

(Frankreich.) Der „Eclaire", ein nationalistisches Blatt, das es also wissen kann, berichtet, daß der Erzbischof von Paris persönlich in Rom die Verurteilung des Abbé Loisy von der École des hautes études betrieben habe, vergeblich, weil man im Vatikan den großen Anhang Loisys unter der jüngeren Geistlichkeit fürchtet. Zunächst hat der Erzbischof den Seminaristen den Besuch der Vorlesungen Loisys verboten. In den Protestantischen Monatsheften, 7. Jahrgang, Heft 5, weist Heinrich Holtzmann in einem Aufsatz über „Das Urchristentum und der Reformkatholizismus" auf die Bedeutung dieses Mannes hin, der seiner Zeit von seiner Stellung am Institut catholique de Paris entfernt worden ist wegen seiner Anschauungen, nach denen „nur dogmatische und moralische Aussagen der Schrift, also nicht auch lediglich historische als inspiriert zu betrachten seien". Was Loisy zu bieten wagt, zeigen folgende Citate Holtzmanns. „Eigentlich evangelische Geschichte ist das (bei Johannes) nicht mehr, denn die Reden dieses Christus sind weder auf galiläische Bauern noch auf jüdische Schriftgelehrte, ja nicht einmal auf seine eigenen Jünger berechnet, und das Tatsächliche erfährt in dieser Darstellung eine Beleuchtung, in welcher es eine rein ideale Bedeutung annimmt." „Der Evangelist kennt keine Sorge um geschichtliche Verbürgtheit und Genauigkeit." „Das johanneische Evangelium ist ein mystisches Produkt. Pflicht des Erklärers ist, in Geist und Geheimnis dieses Mystizismus soviel als möglich einzudringen; wo nicht, so wird er sich in unlösbare Schwierigkeiten verwickeln und dem wahren Sinn seines Textes Gewalt antun." „Der Evangelist läßt Jesus zu den Juden reden, während doch vielmehr er selbst zu seinen eigenen Zeitgenossen redet." Etwas bitter klingt es, wenn Holtzmann danach schreibt: Eine folgerichtige Durchführung dieses korrekten hermeneutischen (Auslegungs-) Grundsatzes läßt den Verfasser (Loisy) obwohl er den Hintergrund wirklicher apostolischer Erinnerungen nicht preisgeben will, doch dem rein idealen, den geschichtlichen Rahmen überall sprengenden Charakter des vierten Evangeliums und dem Sinn der Texte in einem Maße gerecht werden, wie solches bei den Vertretern der protestantischen Schultheologie fast noch zu den Ausnahmefällen gehört.

Wenn die Trennung der Kirche vom Staat einmal ein fait accompli geworden sein wird, werden auch die evangelischen Gemeinden Frankreichs davon schwer betroffen. Auf Grund des Abkommens von 1801 leistet der Staat an die beiden anerkannten Religionsgemeinschaften, der reformierten und lutherischen Kirche, eine jährliche Subvention von 1 540 000 Franks. Diese würde wegfallen. Die Gemeinden würden unabhängig vom Staat, aber auch finanziell ganz auf sich gestellt, wie die Eglise libre (siehe Beil. Nr. 50 v. J.). An dieser Freiheit kann der evangelischen Kirche nichts liegen, da sie mit der Regierung auf bestem Fuße war. Die Geldschwierigkeiten machen aber jetzt schon beiden Gemeinschaften schwere Sorgen. Sie werden eifrig

*) Für jetzt ist dieser Moment durch Annahme des Kultusbudgets wieder hinausgeschoben.

diskutiert. Die lutherischen Gemeinden haben auf ihren diesjährigen Novembersynoden in Paris und Mömpelgard die Eventualitäten erwogen und sind zu wenig verheißungsvollen Schlüssen gekommen. Für die größere reformierte Kirche ergreift der bekannte Frank Puaux im „Christianisme au XIX. Siècle" das Wort zu dem kühnen Vorschlag, die Evangelischen sollten sich bei der Regierung dadurch in Gunst zu setzen suchen, daß sie selbst die Initiative zur Trennung vom Staat ergreifen, sich dadurch als Pioniere des Fortschritts dokumentieren, aber auch eine Übergangsfrist von etwa zehn Jahren erzielen. Hierauf kommt es ihm an. Es gilt vor allem, die Existenz der evangelischen Pastoren sicher zu stellen für die Zukunft. Ohne Übergangsfrist würden die peinlichsten Verlegenheiten für Geistliche und Gemeinden entstehen. Bei dem freiheitlichen Zuge, der durch die reformierte Kirche Frankreichs weht, müssen wir dieser ganz besonders eine solide Grundlage wünschen.

Zur Vorbereitung des Gesetzentwurfes, der den gesamten Kongregationsunterricht unterdrücken soll, hat Ministerpräsident Combes durch die Präfekten der Departements eine Statistik der zu schließenden Ordensschulen aufnehmen lassen. Bisher liegt das Resultat aus 48 Departements vor. Demnach können von 1058 Schulen mehr als die Hälfte sofort geschlossen und ihre Zöglinge in weltlichen Schulen untergebracht werden. Die Zahl der zu schließenden Mädchenschulen beträgt 1822, wovon 997 ohne weiteres ersetzt werden können.

Höchste Auszeichnungen.

Emmer-Pianinos.

Flügel-Harmoniums.

Fabrik Berlin 219, Seydelstr. 20.

Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

Kohlen & Kokes

direkt ab Zeche, daher sehr preiswert, ohne Zwischenhandel; nur erste Qualität.

H. von Bötticher, Hamburg V.

Verlag von Georg Reimer in Berlin W. 35.

Soeben erschien:

Die Willensfreiheit.

Eine neue Antwort auf eine alte Frage

von

Dr. Adolf Bolliger,

Professor an der Universität Basel.

Geheftet Mk. 2.40.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Magenleidenden

teile ich aus Dankbarkeit gerne u. unentgeltlich mit, was mich von qualvollen Magenbeschwerden und Magenkrämpfen befreit hat.

Frau L. Woell,
Querstraße 6
Göppingen i. Wttbg.

Bochumer Gussstahl-Glocken.

Schöner, reiner Ton. — Wesentlich (bei den heutigen hohen Preisen des Kupfers und Zinns **um mehr als die Hälfte)** billiger als Bronzeglocken, aber viel weiter tragender Ton und widerstandsfähiger als letztere, auch bei Fall von großer Höhe und Feuersgefahr. — Lange Garantie. — Zweckmäßig und solide gearbeitetes Zubehör. — Bis Ende 1900 4200 Kirchen- und 7000 Signalglocken geliefert. —

Prospekte mit Zeichnungen und vorzüglichen Zeugnissen auf Wunsch.

Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation.
Bochum in Westfalen.

Der Wegweiser.

Kalender des Deutschen Protestantenvereins für das Jahr 1904.

Herausgeg. von **Dr. M. Christlieb,** Pfarrer in **Freistett** (Baden).

Oktavformat. 160 Seiten.

Preis 50 Pfg.

In Partien: von 10 Exempl. an à 40 Pfg., von 20 Exempl. an 35 Pfg., von 30 Exempl. an 30 Pfg., 40 Exempl. und mehr à 25 Pfg.

Zu beziehen von dem Schriftführer des Deutschen Protestantenvereins, Pfarrer **Mayer,** in Kaiserslautern oder von der Hofbuchhandlung von **Eugen Crusius** in Kaiserslautern.

Junger Glaube

Eine Sammlung von Kinder- und Jugendpredigten

herausgegeben von

Pastor R. Emde zu Bremen-Hastedt.

Preis brosch. 1.25 Mk., elegant geb. 2.25 Mk.

Die Sammlung enthält 25 Predigten von namhaften liberalen Kanzelrednern. Sie will zeigen, wie undogmatisches Christentum in unseren Tagen jungen Herzen von der Kanzel aus nahe gebracht werden kann.

Das Buch ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Bremen. **Verlag von Carl Schünemann.**

Der
Heimatliebe u. Heimatkunst
dient die
Halbmonatsschrift
Niedersachsen

Wer die Zeitschrift noch nicht kennt, lasse sich Probe-Nummer kommen.

Preis ¼jährl. nur ℳ 1.50.

Man abonniert beim Buchhändler, bei der Post, (Zeitungspreisliste Nr. 5754) oder bei dem unterzeichneten Verleger

Carl Schünemann,
Bremen.

☞ **Probenummern des „Protestantenblattes" werden auf Wunsch überallhin gratis und franko versandt.** Die Expedition.

Otto Fuß

Hannover Contor: **Windmühlenstrasse 2 B,**
* * * * **Fernsprecher 1578.**

Kohlen, Coks, Brikets

für Industrie und Hausbrand.

Lieferung direkt ab Zeche und ab Hannover.

Vertreter der Briketwerke

Harbke bei Helmstedt und **Caroline bei Offleben.**

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart.

Auf Gegenseitigkeit. Gegründet 1875. Mit Aktiengarantie.

Haftpflicht-, Unfall- und Lebens-Versicherung

Militärdienst- und Brautaussteuer-Versicherung, Sterbekasse.

Gesamtreserven über 30 Millionen Mark.
Gesamtversicherungsstand 570000 Versicherungen.

Prospekte, Versicherungsbedingungen und Antragsformulare kosten- und portofrei.

☞ Mitarbeiter aus allen Ständen überall gesucht. ☜

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.